

Roman Loimeier: *Ethnologie. Biographie einer Kulturwissenschaft*. Berlin: Reimer 2021. 403 S.

Udo Mischek

In seiner fachgeschichtlichen Einführung in die Ethnologie veranschaulicht Roman Loimeier in zwanzig Kapiteln die Entwicklung des Faches von seinen Anfängen im 18. Jahrhundert bis hin zu den ethnologischen Debatten der jüngsten Vergangenheit. Sehr ausführlich werden Franz Boas und die amerikanische Cultural Anthropology, die französische Ethnologie und die Entwicklungen rund um die britische Social Anthropology geschildert. Diese Schwerpunktsetzung macht deutlich, wo der Autor die Kraftzentren des Faches verortet. Daneben werden in je einem Kapitel Evolutionismus (Kap. 5), ethnologische Außenseiter (Kap. 6) sowie Diffusionismus und Kulturkreislehre (Kap. 7) behandelt. Je zwei Kapitel stellen die amerikanische Ethnologie unter Boas und seinen Nachfolgerinnen vor (Kap. 8–9) und widmen sich den Entwicklungen der Ethnologie in Frankreich, wobei hier Émile Durkheim sowie Claude und Dina Lévy-Strauss ausführlicher gewürdigt werden (Kap. 10–11). In den Kapiteln 13 und 14 folgt dann die Schilderung der britischen Social Anthropology.

Das 12. Kapitel beschäftigt sich mit der ethnologischen Forschung in Italien. Der Ethnologie in Deutschland und Österreich nach 1918 ist das umfangreiche Kapitel 15 vorbehalten, das sich intensiv mit der Ethnologie im Nationalsozialismus auseinandersetzt, aber auch den jüngsten Entwicklungen Rechnung trägt und beispielsweise die Debatte um die Umbenennung der deutschen Fachgesellschaft nachzeichnet (207). Die letzten Kapitel (Kap. 16–18) des Buches beschäftigen sich wieder mit den wichtigen Impulsen, die aus der US-amerikanischen Cultural Anthropology kamen und deren Diskussionen die letzten Jahrzehnte der ethnologischen Fachgeschichte mitbestimmt haben: „Neoevolutionismus, Kulturökologie und Kulturmaterialismus“, „Die Krise der Repräsentation“ sowie „Die Krise der Selbstreflexion“, wobei die „Writing Culture-Debatte“ behandelt wird. Eine erste Synthese aus diesen Ansätzen zieht Loimeier im Kapitel 19, das mit „Ethnologische Forschung als Dialog“ überschrieben ist.

Eingebettet wird die fachgeschichtliche Darstellung zunächst von der Einleitung, in der Loimeier seine Herangehensweise darlegt, um im folgen-

den 1. Kapitel die grundsätzliche Frage zu behandeln, „Was Ethnologie ist“. Wichtige Begriffe wie „Ethnie“, „Volk“ und „Kultur“ behandelt das 2. Kapitel, und das 3. Kapitel stellt das Fach als „vergleichende Wissenschaft“ vor. Die historischen Gründe, warum es überhaupt zu einem Fach „Ethnologie“ gekommen ist, werden im 4. Kapitel erläutert. Loimeier beginnt mit den Anfängen der Ethnologie bei Herodot und Tacitus, verweist auf die Expansionsbestrebungen europäischer Mächte bis ins 20. Jahrhundert und widmet einen längeren Abschnitt der „Erfindung“ der Begriffe Völkerkunde und Ethnologie an der Göttinger Universität im späten 18. Jahrhundert (41–43). Gerade dieser Aspekt, bei dem Loimeier auf wichtige Arbeiten von Han Vermeulen verweist, hat neue Impulse geliefert, die Debatte um die Namensgebung der ethnologischen Fachgesellschaft zu überdenken, auch wenn eine Umbenennung der „Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde“ in „Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie“ im Jahr 2017 letztlich nicht verhindert werden konnte. Das letzte Kapitel (Kap. 20) schließt die Klammer. Hier fragt der Verfasser unter der Überschrift „Verschwinden die ‚Wilden‘?“ nach der Zukunft des Faches unter nun postkolonial gewendeten Bedingungen.

Nun mutet der hier kurz skizzierte Aufbau des Bandes nicht sonderlich innovativ an, doch das täuscht. Schon mit dem Untertitel „Biographie einer Kulturwissenschaft“ verweist Loimeier auf einen Zugang zur Fachgenese, der eben nicht lediglich die Entwicklung von Theoriedebatten nachzeichnet – auch wenn diese natürlich in den einzelnen Kapiteln behandelt werden. Zentral ist für ihn die Frage, wie „Ethnologen aus ihren persönlichen Lebenserfahrungen und aus ihrer Forschung ‚im Feld‘ zu bestimmten Theorien und Konzepten gekommen sind“ (11).

Die biographische Zugangsweise wird mit Daten zu den historischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abgeglichen, in die sowohl die Ethnologinnen und Ethnologen als auch das Fach insgesamt eingebunden waren. Dies geschieht in Exkursen, die durch eine andere Schrifttype vom Fließtext abgesetzt werden. So gelingt es dem Autor, den Kontext der Wissenschaftler und des Faches deutlich zu machen.

Der personenzentrierte Zugang erlaubt es auch, sich denjenigen ausführlich zu widmen, die sich den Lehr- und Theoriegebäuden verweigert und die zumindest im universitären Betrieb keine Rolle gespielt haben. Im 6. Kapitel werden zwei frühe Beispiele vorgestellt: Frank Hamilton Cushing (1857–1900), der mit und bei den Zuni forschte sowie Nikolai N. Miklucho-Maclay (1846–1888), der in Neuguinea arbeitete.

Ein weiterer wichtiger Aspekt, den Loimeier über seinen biographischen Zugang herausarbeitet, ist die Rolle jüdischer Ethnologinnen und Ethnologen für die Fachentwicklung (11), auf die er im Verlauf des gesamten Werkes immer wieder hinweist. Ebenso steht die Rolle der Frauen im Fach im Fokus (11). Außerdem werden die Kurzbiographien vieler unbekannter Ethnologinnen und Ethnologen – ebenfalls abgesetzt vom Fließtext – vorgestellt. Hierher gehören, um nur zwei weitere Beispiele zu nennen (128, 188), Dina Dreyfus (1911–1999) und Georg Eckert (1912–1974). Darüber hinaus gibt es einen biographischen Anhang, der ethnologische Lebensläufe von im Buch erwähnten Forscherinnen und Forschern schildert und so auch zahlreiche noch lebende Ethnologinnen und Ethnologen zumindest kurz vorstellt. Dies ermöglicht es dem Leser, bis in die Gegenwart Forschungstrends des Faches zu verfolgen (263–283).

Und noch etwas ist anders als in bisher vorliegenden fachgeschichtlichen Einführungen: Neben den bekannten Zentren ethnologischer Theoriebildung werden hier auch Lehr- und Forschungstraditionen gewürdigt, die bislang ein randständiges Dasein in der Fachgeschichte geführt haben. Gerade die Beschreibung anderer europäischer Traditionen ist hoch willkommen. Die ausführliche Analyse der Ethnologie in Italien (Kap. 12), ist hierfür ein Beispiel. Freilich bleibt gerade hier viel zu tun. So führt die Ethnologie Osteuropas in vielen Einführungswerken noch immer ein Schattendasein. Loimeier selbst merkt an, daß er „die Entwicklung des Faches in Ländern, die weniger zentral für die Fachentwicklung waren“ (19) nicht erschöpfend behandeln kann. Auch in dem vorliegenden Buch sind dementsprechend die Ethnologien Osteuropas, der Balkanländer, Afrikas oder des arabischen und indischen Raumes nicht oder nur am Rande vertreten. Immerhin werden jedoch im Kapitel über die „Krise der Repräsentation“ einige nicht amerikanische oder europäische Entwicklungslinien der Ethnologie oder Vertreter der „nicht metropolitanen Ethnologie“, wie Loimeier schreibt, geschildert, wenn es um die postkolonialen Entwicklungen im Fach geht (228–229).

Auch wenn die Fachgeschichtsschreibung historisch arbeitet, sind Bezüge zur Gegenwart offensichtlich. Fachgeschichte findet nicht in einem abgeschlossenen historischen Vakuum statt, das nichts mit dem gegenwärtigen Zustand des Faches zu tun hat: im Gegenteil. Eben dadurch, daß Loimeier nicht nur ethnologische Epochen schildert, sondern seine Arbeit bis in die unmittelbare Gegenwart führt, erkennt man, welche Bedeutung Arbeiten wie dem vorliegenden Buch zukommt, die die Fachentwicklung nachzeichnen. Nur vor diesem Hintergrund läßt sich auch das eigene Arbeiten re-

flektieren und einordnen. Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte sind für das gesamte Fach wichtige Hinweise auf seine Kraft der Selbstreflexion – und darum war es in der deutschsprachigen Ethnologie nicht immer zum Besten bestellt. Anders verhält es sich etwa in den USA, die auf eine jahrzehntelange Tradition fachgeschichtlicher Analysen zurückschauen können, denen ab und zu sogar das Kunststück gelungen ist, eine große Leserschaft selbst außerhalb des Faches zu begeistern.

Daneben spricht ein weiterer Punkt dafür, sich intensiver mit der Entwicklung der Disziplin sowie den historischen Protagonisten des Faches zu beschäftigen und dies auch den Studierenden der Ethnologie zu vermitteln: Wissenschaftliches Arbeiten wird immer wieder aufgegriffen und – in gänzlich anderen historischen und regionalen Zusammenhängen – auch in der Gegenwart genutzt. Wie wichtig eine Auseinandersetzung mit der eigenen Fachtradition ist, belegen einmal mehr die Invektiven des russischen Nationalisten Alexander Dugin, der von einigen Wissenschaftlern als einer der Vordenker Putins bezeichnet und auch in Deutschland von der neuen Rechten hofiert wird. In einem Spiegel-Interview aus dem Jahr 2014 attestierte er dem westlichen Zivilisationsverständnis „rassistisch“ zu sein, da es universelle Werte postuliere, die für alle Menschen gelten würden.¹ Für Dugin sind daher alle europäischen Philosophen „Rassisten“ – mit zwei Ausnahmen: Johann Gottfried Herder und Leo Frobenius. Um solche Vorstellungen verstehen zu können, ist es notwendig, sich fachgeschichtliches Hintergrundwissen anzueignen, und dazu leistet das vorliegende Werk einen wichtigen Beitrag.

¹ „Jeder Westler ist ein Rassist“. Spiegel-Gespräch. Der russische Philosoph Alexander Dugin gilt als Vordenker Putins. Europa ist sein Feindbild: dekadent, abartig und ethnozentrisch zugleich“, Spiegel 29:120–125. 13. Juli 2014